

Di Mame-Loschn

WOLDEMAR MAMMEL

Aber was ist das überhaupt für eine Sprache, dieses Jiddisch?

Ein Großonkel von mir aus Tarutino, Daniel Kräenbring (1892–1966), hat mir diese Frage kurz und bündig so erklärt:

*Bagegnen sich zwej jidn.
„Di best gewejn in dajtschblond.
Wi red men in dajtschblond?“
„A farkaktes jidisch!“*

Also so ein sprachliches Selbstbewusstsein würde ich mir manchmal auch wünschen. Oder hat jemand schon mal gehört, dass „Hochdeutsch“ ein beschissenes Schwäbisch wäre?

Das Schwäbische, Fränkische und andere deutsche Mundarten klingen übrigens nicht so stark „farkakt“. Sie sind dem Jiddischen viel, viel ähnlicher. Kein Wunder, denn die Juden haben lange vor dem Entstehen des „Hochdeutschen“ hier im deutschsprachigen Gebiet die Dialekte ihrer Umgebung gesprochen. Allerdings angereichert mit einer Vielzahl an hebräischen Ausdrücken aus ihrem religiösen Leben. Wir benützen ganz selbstverständlich eine Menge dieser Begriffe in unserer heutigen Sprache, wie z.B. „Hals- und Beinbruch“, „einen guten Rutsch“ u.v.a. Schon im frühen Mittelalter begann eine brutale Verfolgung und Vertreibung der Juden in Deutschland. In Polen fanden sie Zuflucht. Mitgenommen hatten sie ihr „Judendeutsch“, das sie in der neuen slawischen Umgebung im Lauf der Jahrhunderte mit vielen neuen Wörtern und grammatischen Veränderungen anreicherten. Eine neue Sprache, das Jiddische, entwickelte sich losgelöst von den deutschen Ursprungssprachen.

In Westeuropa hingegen ist das Judendeutsch, die Umgangssprache der hier lebenden Juden, langsam ausgestorben. Die deutschen Juden wurden zu „Schriftsprachlern“ und viele haben in der Neuzeit dieses osteuropäische Jiddisch als ein „verdorbene Deutsch“ empfunden. Ja sich sogar geschämt für die Sprache ihrer Glaubensbrüder und Schwestern zwischen Ostsee und Schwarzem Meer. Für 11 Millionen Juden aber war sie vor dem 2. Weltkrieg in Osteuropa und Amerika die Muttersprache: *di mame-loschn*.

**Di Mome-Luschn:
Bessarabisches Jiddisch**

Jiddisch ist eine faszinierende Patchwork-Sprache, in der man die einzelnen Flickchen noch so gut erkennen kann. Z. B. ist *mame* ein deutsches Dialektwort für Mutter, und

loschn stammt vom hebräischen Wort *laschon*, die Sprache.

Unter den jiddischsprachigen Internetbeiträgen auf YouTube findet man immer wieder überschwängliche Kommentare: „Ich kann alles verstehen! Das ist ja fast wie Deutsch.“ Meistens erkennen diese Jiddisch-Versteher nur einzelne Worte, mit denen sie sich vielleicht den Inhalt zusammenreimen können.

Wer sich das mal anhören will, wie unterschiedlich diese Sprache in so einem riesigen Verbreitungsgebiet zwischen Baltikum und Ukraine geklungen hat, dem empfehle ich zwei YouTube Aufnahmen von zwei ganz unterschiedlichen aber sehr sympathischen Frauen. Sie stammen aus Polen beziehungsweise Bessarabien und haben sich in ihrer neuen Heimat, in den USA, für den Erhalt der jiddischen Sprache eingesetzt.

1. „Last Golden Links: Yiddish Treasures.“

Lilke Majzner erzählt über ihre Schulzeit in Lodz in Polen. Sie spricht eine Art Standartjiddisch, das so ähnlich im Baltikum und Nordpolen verbreitet war. Solange sie keine Wörter verwendet, die aus dem Hebräischen oder Polnischen stammen, ist dieses Jiddisch für deutsche Ohren gut verständlich.

2. „Roza Makes Kasha Varnishkes.“

Reytl Roza zeigt, wie man Buchweizen mit Schmetterlingsnudeln kocht. Sie stammt aus Khotyn in Nordbessarabien, und die Kommentare sind begeistert von Rozas bessarabischem Jiddisch. Ich übrigens auch. So etwas Authentisches hört man in den USA immer seltener. Es ist wie hier auf der Schwäbischen Alb. Wer „a krottabroits Schwäbisch schwätzt“ wird allmählich als Weltwunder bestaunt.

Schon die ersten zwei Wörter klingen bei den beiden Frauen unterschiedlich. Lilke stellt sich vor: „*Majn nomen is...*“ / Mein Name ist...

Reytl Roza beginnt mit: „*Man numen is...*“

Das „o“ wird zu „u“, die typische Aussprache im südöstlichen, ukrainischen Dialekt. Und aus „*majn*“ wird „*man*“. Das „*aj*“ wird zu „*a*“. Wenn ich zur Verwunderung meiner Oma irgendein Problem lösen konnte, sagte sie nur verschmitzt: „*a kliger datsch*“ / ein kluger Deutscher. Höchste Anerkennung mit ironischem Unterton. Und ein gutes Beispiel für eine weitere ganz typische Veränderung im Südjiddischen: aus dem „*u*“ wird ein „*i*“. Ein nordjiddischer „*kluger dajtsch*“ wird in Bessarabien zu einem „*kligen datsch*“.

Und noch eine Besonderheit im Süden: Weiß jemand was „*wantrubn*“ sind? Im Norden hätte man von „*wajntrojbn*“ gesprochen. Aus „*oj*“ wird „*u*“.

Wie würden junge Leute heute sagen: ein abgefahrener Dialekt, ziemlich krass. Wie konnten nur deutschsprachige Bessaraber so eine Sprache sprechen und verstehen?

Bewundern muss ich ganz besonders die Bessaraber Schwoba für ihre zungenakrobatische Leistung, ein stimmhaftes „s“ ganz selbstverständlich auszusprechen. So was gibt's ja im Schwäbischen überhaupt nicht. Im Jiddischen wird genau unterschieden zwischen stimmhaftem „s“ (z.B. *a sach* / eine Sache) und scharfem „ss“ (z.B. *a ssach* / viele).

Verwirrend ist allerdings für uns Deutsche, dass in der internationalen Lautumschreibung dieses stimmhafte Bienenchen-“s“ als „z“ geschrieben wird. Die *Reyzel Roza* wäre für uns als *Rejsel Rosa* richtiger lesbar. Genauso wie der jiddische Musikant, der *Klezmer*, als *Klesmer* für uns die bessere Schreibweise wäre. Aber die „Kletsmermusik“ ist in dieser Aussprache schon weit verbreitet.

Was auch wenig bekannt ist: Jiddisch wurde schon immer in hebräischen Buchstaben geschrieben. Von rechts nach links. Bücher fangen „hinten“ an. Für die verschiedenen „s“ gibt es zwei unterschiedliche Zeichen. Die Probleme beginnen erst, wenn man versucht, diese Schrift oder die Sprache in unseren lateinischen Buchstaben wiederzugeben.

Mein Großvater Christian Herrmann (1884–1959) ist in Arzis aufgewachsen in einer Sprachenvielfalt von fünf verschiedenen Dialekten: Plattdeutsch, Ostmitteldeutsch, Schwäbisch, Bessarabisches Neuschwäbisch und Jiddisch (1930 sind immerhin 28,5 Prozent aller Arziser jüdisch gewesen). Obwohl mein Opa aus einer schwäbischen Familie stammte, konnte er alle diese Sprachen sprechen, und keine davon war für ihn „abgefahrener“ als die andere.

Später hat er in all diesen Dialekten Gedichte und Geschichten verfasst. Es ist jetzt schon bald 70 Jahre her, da hat er sie uns Kindern vorgelesen. Wir hingen an seinen Lippen und ich konnte nicht genug kriegen, besonders von den jiddischen Texten. „Opa nochmal! Bitte, den großen Nuggel“.

Damit meinte ich sein Gedicht „*Der olte Räbba in san großer Nuggel*“. Glücklicherweise ist es noch erhalten geblieben. In feinstem Arziser-Bessarabisch-Jiddisch schildert Opa Christian die wahre Geschichte des Rabbi Aronowitsch Sroll. Der konnte seinen Nagel am großen Zeh nicht mehr schneiden und wollte sich deshalb beim Neffen vom Opa, dem Schustermeister Emil Herrmann, größere Schuhe machen lassen. Wie der Schuster das Problem gelöst hat, schildert Opa in folgenden Reimen. Und nach diesem Crash-Kurs in Bessarabisch-Jiddisch könnte man das ja vielleicht einigermaßen verstehen. Oder?

*Aw dejm Nuggel dejt Schister gibt oich a Kick
In suggt: „Gitt gejbt ejr weg, m'r darf mo-
chen an Drick.*

*Losst em nischt san, ihr brucht em nischt
bubben,*

*M'r kenn em abschnaden mit dejt Schejr fer
Wantrubbn!“*

Ein Glück, dass der Onkel Emil eine
„*Wanrejbnschejr*“ zur Hand hatte.

Mein Großvater ist ja ein gojischer Arziser
gewesen. Er hat mit lateinischen Buchsta-
ben die Wörter genauso aufgeschrieben,
wie die Juden sie gesprochen haben. Juden

schreiben überall auf der Welt in einem
Standartjiddisch, das nur regional unter-
schiedlich ausgesprochen wird. Also wenn
dieses Gedicht ein Jude aufgeschrieben
hätte, dann würde da statt Schister, Kick,
Gitt und Drick in hebräischen Buchstaben,
ohne Groß- und Kleinschreibung, schuster,
kuk, gut und druk stehen.

Ich wüsste nicht, ob das Gedicht aus Arzis
oder Warschau stammt. Aus jiddischen
Aufschriften lässt sich die regionale Spra-
che nicht ersehen. Die gojischen Doku-
mente, die nur nach dem Gehör entstan-
den sind, erzählen uns viel über die

Feinheiten der Aussprache und die Her-
kunft.

Wenn ich heute Opas Zeilen lese, dann sehe
ich wieder sein markantes Gesicht vor mir
und höre sein bessarabisches Jiddisch. Er
war kein obergscheiter „*kliker datsch*“. Seine
jüdischen Mitbürger hätten bestimmt ge-
sagt: „*Ejr is gewejn a giter mentsch*.“

Bis zur nächsten Ausgabe verbleibe ich mit
einem Abschiedsgruß den ich bei Daniel
Kräenbring aus Tarutino gelernt habe und
der bestens in die Coronazeit passt: „*Lo-
mir san gesint in frejlach*“.